

Manfred Müller

Hat Tradition Zukunft?

Die Frage nach dem Erhalt und der Weitergabe von Erfahrungen und kulturellen Orientierungen, die dem privaten wie dem öffentlichen Leben Halt und Perspektive geben, ist ein zentrales Problem unserer Zeit. Es geht um Tradition in dem doppelten Sinn des Wortes: Um das Geschehen einer lebendigen Weitergabe von Generation zu Generation und um die Inhalte und Wertvorstellungen, die hierbei vermittelt werden. Zugleich steht damit unvermeidlich das Verhältnis im Blick, das Tradition und Fortschritt spannungsreich verbindet. Die Auseinandersetzung über Tradition trägt in sich immer auch die Frage nach der Zukunft, nach den Lebenschancen, nach den Werten und Zielen der kommenden Zeit. Dies ist der tiefere Grund dafür, daß Streit um die Geltung von überlieferter Ordnung nicht nur akademisches Interesse weckt, sondern meist auch die öffentliche Diskussion in affektreiche Bewegung versetzt. Die Art und Weise, wie in einer Gesellschaft mit dem Erbe der Überlieferung umgegangen wird, eröffnet einen Einblick in ihre innere Befindlichkeit. „Wie hältst du es mit der Tradition?“ ist auch in dieser abgewandelten Form eine echte Gretchenfrage, aus deren Beantwortung sich Aufschluß über den Zustand eines Landes und seiner Bevölkerung gewinnen läßt.

Wenn man sich vor Augen zu führen sucht, welcher Wert der Tradition heute bei uns und in vergleichbaren Ländern beigemessen wird, trifft man auf eine widersprüchliche Situation. Einerseits gibt es genügend Beispiele, die die Feststellung nahelegen: Tradition gilt wieder etwas; ja sie scheint in bestimmten Bereichen sogar zunehmend an Ansehen zu gewinnen. Andererseits fehlt es nicht an ebenso deutlichen Anzeichen, die einen weiteren Traditionsverlust und wachsende Schwierigkeiten einer lebendigen Weitergabe überkommener Werte belegen.

Hinwendung zur Tradition

Da sind zunächst die seit Jahren zu beobachtenden und auch entsprechend gewürdigten Bemühungen, sich der wertvollen Bestände der Vergangenheit materiell und auf ideelle Weise wieder neu zu versichern. Ich erwähne nur einige allseits bekannte Phänomene, die dies illustrieren. Auffallend ist zum Beispiel das neue Interesse an der Geschichte, das sich in vielen Formen ausdrückt. Die Museen und das Ausstellungswesen erleben allgemein und vor allem bei aufwendigen historischen Retrospektiven einen Massenzulauf, der manchmal sogar ihre konservatori-

schen und wissenschaftlichen Aufgaben behindert. Auch der Denkmalschutz ist Ausdruck eines traditionsbewußten Geistes; er beschränkt sich längst nicht mehr allein auf kunstgeschichtliche Glanzstücke, sondern hat mit der Einbeziehung von Industrie- und Alltagskultur sein Aufgabengebiet beinahe unbegrenzt ausgeweitet. In den Schulen hat das früher oft heftig umkämpfte Unterrichtsfach Geschichte seine Stellung wieder festigen können. Literatur und Film haben vergangenheitsbezogene Sujets wiederentdeckt. Eine Art „Suche nach der verlorenen Zeit“ findet in Familienerinnerungen und beim Thema „Heimat“ vielfältigen Ausdruck. Natürlich haben auch Mode und Werbung, die flinken Töchter des Zeitgeistes, die publikumswirksame und umsatzfördernde Nutzung traditioneller Elemente längst erkannt. Antiquitäten werden zum käuflichen Medium, mit dem diejenigen, die es sich leisten können, ein Stück Teilhabe an der kulturellen Vergangenheit zu erwerben suchen. Für den schlichteren Geschmack und den schmaleren Geldbeutel müssen die allenthalben verbreiteten Trödelmärkte einen ähnlichen Zweck erfüllen. Vieles andere fällt einem noch ein: Wer sich an die bewegten Jahre um 1968 erinnert, als die revolutionäre Studentenbewegung den „Muff von tausend Jahren“ akademischer Tradition ein für allemal abschütteln wollte, sieht nicht ohne Erstaunen, wie heute wieder mit großer Selbstverständlichkeit und Würde Talare und Amtsketten von Universitätspräsidenten getragen werden, die selbst die Anrede „Magnifizenz“ nicht ungerne hören.

Auch im Bereich der Politik ist die Wertschätzung des geschichtlich Gewordenen zu einem einflußreichen Trend geworden. Die öffentliche Feier von Jahrestagen historischer Ereignisse ist Ausdruck des Bedürfnisses, im scheinbar konturlosen Verlauf der Gegenwart Haltepunkte zur Selbstvergewisserung zu schaffen. In ähnlicher Weise dienen die Errichtung von historischen Museen und Häusern der jüngeren deutschen Zeitgeschichte oder auch die nach langjähriger Diskussion beschlossene Gründung einer Nationalen Kulturstiftung dem Ziel, einen Grundbestand an Kontinuität des allgemeinen Bewußtseins zu sichern. Die Rückbesinnung auf geschichtliche Zusammenhänge und die Pflege historischer Traditionen wird auch in unserem Land wieder als Instrument zur Förderung nationaler Identität entdeckt. Daß wir es in diesem Bemühen sehr viel schwerer haben als manche unserer europäischen Nachbarn, weil die deutsche Geschichte in den letzten 150 Jahren immer wieder von tiefen Zäsuren unterbrochen wurde und nach jedem dieser Einschnitte (1870, 1918, 1933, 1945) ein gründlicher Neuanfang unternommen werden mußte, ist zu Recht mehrfach betont worden.

Diese Hinwendung zur Tradition wird von sehr unterschiedlichen Motivationen getragen. Sie ist zum Teil Ausdruck eines neuerwachten historischen Bewußtseins, das seine kulturelle Verantwortung gegenüber Vergangenheit und Zukunft erkennt. Manchmal ist es auch nur ein nostalgischer Zug, der das Interesse an der Vergangenheit leitet. In anderen Bereichen findet kaum mehr als ein Spiel mit traditionellen Elementen statt, um dem aktuellen Pluralismus einen neuen Reiz

hinzuzufügen. Daneben ist ein „Zurück zur Tradition“ erkennbar, das einem zivilisationskritischen Denken entspricht und sich bei genauerem Betrachten als Variante einer modernen politischen Romantik entpuppt.

Insgesamt entsteht durch diese Heterogenität der Antriebskräfte, die sich noch dazu oft kontaminierend verbinden, ein widersprüchliches Bild und der Eindruck häufiger Unsicherheit. Die Beispiele hierfür sind leicht zur Hand. Ich selbst bin vor nicht langer Zeit unfreiwillig in einen Streit bei der Restaurierung des Regensburger Doms gezogen worden (dessen Eigentümer der Freistaat Bayern ist!), der darüber ausbrach, welche Schichten des historischen Ausgrabungsbefunds konserviert, verändert oder ganz geopfert werden könnten. Ein ähnliches Schauspiel bot die Diskussion in Bonn über Renovierung oder Neubau des Plenarsaals des Deutschen Bundestags. Im Namen der Tradition verteidigte hier die eine Seite den als Bauwerk bedeutungslosen Anbau der ehemaligen Pädagogischen Akademie, der freilich der Gründungsgeschichte des jungen Parlaments als Stätte diene, während die Gegenseite, die für einen Abriss und völligen Neubau eintrat, die Funktionalität und Zukunftsentwicklung zum Maßstab ihrer Entscheidung machte. Der Streit selbst in seinem Mangel an gemeinsamen Kriterien scheint mir typisch für die heutige Schwierigkeit im Umgang mit den Vorgaben der Vergangenheit.

Unklarheit und Mißverständnisse eigener Art zeigen sich auch dort, wo die Wiederaufnahme traditioneller Lebens- und Arbeitsformen im Zeichen alternativer Kultur propagiert wird. Hier ist das „Zurück zur Tradition“ eine Spielart des „Zurück zur Natur“, das sich zwar nicht mehr bis zu den Ursprüngen, aber doch wenigstens vor die Schwelle des jetzigen zivilisatorischen Zustands zurückseht. Die Hinwendung zu vorindustriellen Produktionsformen in kleinen Einheiten oder zu biologischen Anbaumethoden gibt sich in der ideenpolitischen Begleitdiskussion einerseits als bewußtes „Aussteigen“ aus dem Zeitstrom, während andererseits zugleich der Anspruch erhoben wird, damit die eigentlich humane Tradition wieder an der Stelle aufzunehmen und fortzuführen, wo sie von der irregeleiteten modernen Rationalität in die falsche Richtung geführt worden sei. Es spiegelt sich hierin eine Verwirrung der Begriffe, die sogar so weit getrieben werden kann, daß die bisherigen Auffassungen von Tradition und Fortschritt ihre Plätze vertauschen. Die politischen Kräfte, die herkömmlicherweise den Fortschritt auf ihre Fahnen geschrieben haben, treten angesichts der Gefährdungen und Mängel der wissenschaftlich-technischen Zivilisation mit Entschiedenheit für eine Umkehr ein und bedienen sich hierzu bewußt einer konservativen Attitüde. Die Konservativen dagegen übernehmen den Part einer dem Geist der Modernität verpflichteten Fortschrittsbewegung, die zwar um Risikobegrenzung und Schadensminimierung bemüht ist, dabei aber auch weiterhin auf die technische Entwicklung setzt und von ihr die Lösung der Probleme der Zukunft erwartet.

Schwinden traditioneller Überzeugung

Blickt man noch etwas näher hin, so wird hinter dieser Unsicherheit der Begriffe und des inhaltlichen Verständnisses von Tradition das um sich greifende Schwinden traditioneller Überzeugungen und Verhaltensweisen sichtbar, das für die Entwicklung unserer modernen Lebenswelt kennzeichnend ist. Aller Hochschätzung historischer Wertbestände und allen Ansätzen zur Stabilisierung des Traditionsbewußtseins zum Trotz gehen die Wirksamkeit überkommener Ordnungsvorstellungen und das Vertrauen in bewährte Institutionen ständig zurück.

In den meisten Lebensbereichen finden tiefe Veränderungen der Einstellungen und Verhaltensweisen statt. Wie viele andere Länder befinden wir uns in einem Prozeß des Übergangs, der von wirtschaftlichen Entwicklungen vorangetrieben wird und der zugleich einen beschleunigten sozialen Wandel mit sich bringt. Mit dem Eintritt in das sogenannte „postindustrielle“ Zeitalter verändert sich nicht nur die soziale Makrostruktur, sondern es findet zugleich ein gründlicher kultureller Wandel statt. Der amerikanische Soziologe Daniel Bell, von dem der Begriff der postindustriellen Gesellschaft am meisten geprägt worden ist, hat auf diesen tieferen Zusammenhang mehrfach hingewiesen: „Letztlich ... kreist die ganze Frage um den Kulturbegriff. Hat man sich unter ‚klassischer‘ oder ‚katholischer Kultur‘... eine lange Kette von Glaubenssätzen, Traditionen, Ritualen und Unterlassungsgeboten vorzustellen, die im Laufe der Geschichte einen homogenen Stil hervorbrachten, so bedeutet die Moderne den Bruch mit der Vergangenheit qua Vergangenheit und ihre Katapultierung in die Gegenwart. Der alte Begriff der Kultur basierte auf Kontinuität, der moderne auf Vielfalt und Verschiedenartigkeit; der alte Wert war die Tradition, das zeitgenössische Ideal heißt Synkretismus, Verschmelzung der Gegensätze.“

Dies scheint in aller Kürze eine richtige und erhellende Charakterisierung der Situation zu sein, in der wir uns zunehmend befinden. Natürlich gibt es nach wie vor Teile unseres Landes, in denen die Bedeutung traditioneller Prägungen sehr lebendig ist. Und es steht außer Zweifel, daß auch in Zukunft Tradition als konkretes Geschehen nicht einfach verschwindet. Denn in seiner materiellen wie in seiner geistigen Existenz kann der Mensch als Einzelwesen und im gesellschaftlichen Zusammenleben nur bestehen, wenn die notwendigen Grundlagen hierfür im Wechsel der Generationen erhalten und weitergegeben werden. Aber nicht dies ist gemeint, wenn davon gesprochen wird, daß die Tradition als Leitidee der alten Kultur ausgedient habe. Es geht vielmehr darum, welchen gewissermaßen kanonischen Wert die Überlieferung noch beanspruchen kann, welche Verbindlichkeit ihr zugemessen wird und wo das Recht oder auch die Notwendigkeit beginnt, traditionelle Bindungen zu zerbrechen, um humanen Fortschritt zu ermöglichen.

Tradition und Fortschritt

Das Grundverhalten zwischen Tradition und Fortschritt hat der polnische Philosoph Leszek Kolakowski in zwei einfache Feststellungen zusammengefaßt: „Erstens, hätten nicht die neuen Generationen unaufhörlich gegen die ererbte Tradition revoltiert, würden wir noch heute in Höhlen leben; zweitens, wenn die Revolte gegen die ererbte Tradition einmal universell würde, werden wir uns wieder in Höhlen befinden.“ Damit scheint eine ebenso kurze wie zutreffende Beschreibung für den Umgang mit der Tradition gefunden zu sein. Mit einer solchen Formulierung können sich diejenigen einverstanden erklären, die um des Fortschritts willen das Recht zum kritischen Widerspruch gegen das Bestehende und zur Durchbrechung der Überlieferung beanspruchen. Sie können sogar von sich behaupten, damit den allgemeinen Aufstieg der Menschheit zu befördern. Ebenso finden diejenigen, die demgegenüber die Notwendigkeit stabiler Ordnungen und die Wahrung bestimmter Mindestgrenzen betonen, eine Bestätigung ihrer Auffassung. Tradition und Revolution erscheinen in dieser Perspektive als gegensätzliche, aber zugleich und notwendigerweise aufeinander bezogene Bewegungen.

Im Verlauf der Geschichte läßt sich ihr Wechselspiel an vielen Beispielen verfolgen. Zugleich zeigt sich aber auch, daß die Intensität und die Geschwindigkeit des Pendelausschlags nicht zu allen Zeiten gleich sind, sondern sich mit beschleunigender Tendenz verändern. In archaischen Gesellschaften, die eine überschaubare Ordnung repräsentieren, überwiegt der Einfluß der Tradition. Die Erhaltung und Wiederholung des Bewährten sind das Regulativ für ein Leben, das in vertrauten Bahnen sicher verläuft. Alles, was von dem Gewohnten abweicht, das „Neue“, trifft in seinem Anders-Sein deshalb auf Erstaunen und eine innere Abwehr. „Etwas Neues tun“ und „Neuerungen“ („res novae“) bleiben bis in die Spätzeit der griechischen und römischen Antike die Bezeichnungen für revolutionäre Bewegungen.

Seine volle Schärfe erreicht der Gegensatz von Tradition und revolutionärem Fortschritt allerdings erst mit der Entwicklung des modernen Denkens, für das die Ausweitung der Grenzen Europas, die Entwicklung der modernen Naturwissenschaften und die Ideen der Aufklärung prägend geworden sind. Jetzt erst treten bestehende Ordnungen und der Drang zur Erneuerung in einen immer schwerer oder gar nicht mehr versöhnbaren Gegensatz. Revolution wird nicht mehr als „Umwälzung“ verstanden, die im zyklischen Wechsel auch eine Wiederkehr früherer Verhältnisse möglich erhält. Die moderne Revolution kennt als geistige wie als gesellschaftliche oder politische Bewegung nur den Bruch mit der Vergangenheit. Was von dieser bleibt, muß sich im Licht rationaler Prüfung ausweisen und bewähren.

In seinem vom optimistischen Selbstvertrauen der Aufklärung geprägten „Pro-

gramm zur Wiederherstellung der natürlichen Gesellschaft“, das er am 5. Februar 1794 vor dem Konvent entwickelt, erklärt Maximilien Robespierre: „Wir wollen in unserem Land den Egoismus durch die Moral ersetzen, die Ehre durch die Rechtschaffenheit, die Gewohnheit durch die Prinzipien, die Schicklichkeit durch die Pflicht, den Zwang der Tradition durch die Herrschaft der Vernunft.“ Zwar ist das Pathos der Vernunft, das aus diesen Worten klingt, seither vielfach gebrochen worden. Dennoch stellt diese Antithese von prinzipiellem Denken und autonomer Vernunft auf der einen und der traditionellen Ordnung auf der anderen Seite bis heute ein wirksames Grundmuster für den Umgang mit dem Herkommen dar. Traditionen besitzen in dieser Perspektive nicht Geltung, weil sie durch lange Überlieferung verbürgt sind. Alter und Dauer geben nicht für sich schon eine ausreichende Legitimation ab. Sie finden nur dann Akzeptanz, wenn sie auch unter kritischer Prüfung ihre Rationalität und Zweckmäßigkeit erweisen können. Sobald dieser Ausweis nicht mehr gelingt, gerät auch ihre Verbindlichkeit ins Wanken.

Es ist nicht zu bestreiten, daß dieser Zugang zur Tradition, der durch das kritische Bewußtsein hindurchführt, auch für unsere Gegenwart maßgeblich ist. Wenn wir uns selbst prüfen, stellen wir fest, daß wir die Frage, weshalb wir zum Beispiel diese oder jene traditionelle Wertvorstellung für unverzichtbar halten, nicht mit dem Hinweis auf die Autorität des sie verbürgenden Herkommens, sondern mit einem möglichst rationalen, das heißt dem Anspruch der Vernunft gerecht werdenden Argument zu beantworten suchen. Das moderne Denken durchschaut alle Traditionen als solche und ist, zumindest in den wichtigsten Lebensfragen, gar nicht mehr in der Lage, unreflektiert mit ihnen umzugehen.

Dies führt aber in ein grundsätzliches Dilemma. Die Funktion von traditionellen Handlungsmustern für das individuelle und soziale Leben besteht nicht zuletzt darin, daß nicht in jeder Situation neu über richtiges Entscheiden und Verhalten nachgedacht werden muß, sondern daß der Rückgriff auf bewährte Tradition zugleich Entlastung und Legitimation des aktuellen Tuns bewirkt. Eine geistige Grundhaltung, die dieses Vertrauen auf die in der Vergangenheit erworbenen Inhalte und Formen nicht mehr aufbringt, sondern unaufhörlich neu und kritisch prüfen muß, läßt dem unmittelbaren Wirken von Tradition keine Möglichkeit mehr.

Es war Friedrich Nietzsche, der – 100 Jahre nach Robespierre und 100 Jahre vor uns – diese Gefährdungen für eine lebendige und zukunftsweisende Tradition als einen Grundzug des modernen Bewußtseins deutlich erkannt hat. Aus dem Nachlaß der 80er Jahre ist ein Wort erhalten, das dies in aller Schärfe zum Ausdruck bringt: „Was heute am tiefsten angegriffen wird, das ist der Instinkt und der Wille der Tradition: alle Institutionen, die diesem Instinkt ihre Herkunft verdanken, gehen dem modernen Geiste wider den Geschmack . . . Im Grunde denkt und tut man nichts, was nicht den Zweck verfolgte, diesen Sinn für Überlieferung mit den Wurzeln herauszureißen . . . Die Anspannung eines

Willens über lange Zeitfernen hin, die Auswahl der Zustände und Wertungen, welche es machen, daß man über Jahrhunderte der Zukunft verfügen kann – das gerade ist in höchstem Maße antimodern. Woraus sich ergibt, daß die desorganisierenden Prinzipien unserem Zeitalter den Charakter geben.“

Mit dieser Diagnose weist Nietzsche (wie so oft) weit ins 20. Jahrhundert hinein. Der Begriff der Desintegration, den er zur Kennzeichnung der modernen Lebenswelt benutzt, ist die Voraussetzung des synkretistischen Pluralismus, in dem Daniel Bell das signifikante Kennzeichen der modernen Epoche erblickt. Tatsächlich tritt in fast allen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen der modernen Gesellschaft, gerade auch in unseren Jahren, die anhaltende bzw. sich sogar beschleunigende Desintegration als eine Hauptströmung in den Blick. Dabei vermittelt die Bundesrepublik Deutschland, wenn man den Feststellungen einer erst kürzlich publizierten internationalen Wertestudie folgen darf, heute sogar „den Eindruck einer besonders scharf und tief segmentierten Gesellschaft, die gerade in den grundsätzlichen Annahmen und Entscheidungen weniger als andere Länder auf einen breiten Konsensus bauen kann“. Dies gilt für die religiösen Vorstellungen, für das Moralverständnis, für die Einstellung zur Arbeit, für den politischen und den kulturellen Bereich. Auf die Entwicklung in zwei von diesen Feldern – Erziehung und Religion – möchte ich noch kurz eingehen.

Auseinanderstreben der Generationen

Besonders ausgeprägt scheint in unserem Land das natürliche Spannungsverhältnis zwischen Jüngeren und Älteren zu sein. Viele Beobachtungen zeigen ein starkes Auseinanderstreben der Generationen an. Was den Eltern wichtig war, findet bei ihren Kindern vielfach nur begrenzten Beifall. Die weltanschauliche Übereinstimmung zwischen den Generationen ist in wichtigen Bereichen abgerissen. Der Transfer von moralischen Werten und anderen Überzeugungen schwächt sich ab. In den Familien stellen zwar das emotionale Klima und ein freundlicher Umgang miteinander einen hohen Wert dar; ein Konsens in grundsätzlichen Fragen dagegen wird keineswegs für unbedingt erforderlich gehalten. Traditionelle Lebenserfahrungen und neue Vorstellungen stehen oft unverbunden nebeneinander.

Ihr Widerspruch wird deshalb nicht als belastend empfunden, weil zunehmend die individuelle Autonomie als oberstes Kriterium betont wird. Sowohl für Eltern wie für Jugendliche bestimmen heute die Unabhängigkeit und die Entfaltung des einzelnen das Persönlichkeitsideal. Zum Erziehungsziel erhoben tragen sie dazu bei, den Verpflichtungscharakter allgemeiner Normen oder überindividueller Bindungen herabzumindern. Auf eine positive inhaltliche Füllung dieser allgemeinen Begriffe wird dabei bewußt verzichtet, weil dies – so ein gängiges Mißverständnis – dem offenen Begriff von Selbständigkeit bzw. Selbstverwirklichung wider-

sprache. Deshalb gelten zwar Fähigkeiten und Verhaltensweisen, die der individuellen Entfaltung förderlich zu sein scheinen, als erstrebenswert (z. B. Kritikfähigkeit, Selbstvertrauen, Durchsetzungswille; aber auch Kenntnis und Wissenserwerb). Alle anderen Werthaltungen, die das Individuum in Pflicht nehmen (z. B. Ordnungssinn, Selbstdisziplin, Verlässlichkeit etc.) oder die auf eine Zurückstellung persönlicher Interessen zugunsten des Gemeinwohls abzielen (z. B. Verzichtsbereitschaft, Selbstverleugnung) finden dagegen keine hohe Anerkennung. Sie werden als „Sekundärtugenden“ eingestuft, die sich jeder beliebigen ideologischen Perspektive einordnen lassen; zum Beleg verweist man gern auf ihren Mißbrauch in totalitären Staatssystemen. Oder sie werden als Restbestand einer Erziehungstradition interpretiert, die jahrhundertlang Heranwachsende gegen alle Vernunft in ein vorgegebenes Korsett gepreßt habe.

Die Liste tatsächlicher oder vermeintlicher Entgleisungen der traditionellen Erziehung, die unter dem Stichwort „schwarze Pädagogik“ präsentiert wird, dient der antipädagogischen Mode unserer Gegenwart dazu, Erziehung überhaupt als problematische Einengung individueller Entfaltung erscheinen zu lassen und deshalb gänzlich für ihre Abschaffung einzutreten. Eine „nichtpädagogische Begleitung“ der Entwicklung des Kindes sei angezeigt. Der „antipädagogische Erzieher“ (wenn man ihn überhaupt noch so nennen darf) habe vor allem die Rechte des Kindes zu respektieren, Toleranz für seine Gefühle zu zeigen und nicht zuletzt aus seinem, das heißt des Kindes, Verhalten zu lernen. Auch wenn eine solche Auffassung in der Zuspitzung der akademischen Diskussion selbst schon wieder fragwürdig wird, hat sie sich in der Erziehungswirklichkeit doch breite Bahn gebrochen. Der bewußte Verzicht junger Eltern auf eine erzieherische „Festlegung“ ihrer Kinder – sei es in Fragen des religiösen Glaubens, des moralischen Verhaltens oder ästhetischer Maßstäbe – ist weithin zur Norm geworden.

Krise der christlichen Tradierung

Die Befassung mit Traditionsproblemen unserer Zeit wäre unvollständig, ohne zum Schluß einen kurzen Blick auf die religiöse Entwicklung zu werfen. Der Plausibilitätsverlust traditioneller Ordnungen und Wertvorstellungen ist ohne die Veränderungen der Glaubensüberzeugungen nicht ausreichend zu verstehen. Man spricht heute vielfach von einer Krise der christlichen Tradierung. Ihre wichtigsten Kennzeichen sind ein Rückgang der religiösen Praxis, des religiösen Wissens und der Kirchenverbundenheit, die miteinander in Verbindung stehen und sich wechselseitig verstärken. Insgesamt steht einer kleiner gewordenen Zahl treuer und aktiver Kirchenmitglieder eine Mehrheit an Mitbürgern gegenüber, die sich zwar nicht förmlich von der Religion lossagen, ihr aber doch weder für das eigene noch

erst recht für das öffentliche Leben Einfluß geben wollen. Für die Kirche wirft dies die dringende Frage auf, welches die Ursachen dieser Entwicklung sind, was sie selbst falsch gemacht hat oder macht und vor allem: welche Ansatzpunkte für eine missionarische Erneuerung bestehen.

Auf die innerkirchlichen Überlegungen, die sich mit den Fragen der Weitergabe des Glaubens und der „Zweiten Evangelisierung“ befassen, kann ich hier nicht näher eingehen. Ich möchte in unserem Zusammenhang nur auf ein Grundproblem aufmerksam machen, von dem das Verhältnis vieler Menschen zur Religion heute bestimmt ist. Die Entwicklung des europäischen Christentums vollzog sich – vereinfacht gesagt – seit jeher zwischen zwei Extremen: entweder geriet die Verbindung von lebensweltlicher Kultur und religiösem Glauben zu eng, so daß beide in eins zu fallen schienen; oder aber sie gelang gar nicht, so daß beide sich in Beziehungslosigkeit gegenüberstanden. Über lange Jahrhunderte war die geistige Verbindung und institutionelle Verschränkung der religiösen und der weltlichen Sphäre vorherrschend. Von vielen Menschen wird deshalb auch heute noch der christliche Glaube vor allem als Relikt oder als wichtiger Bestandteil der traditionellen Kultur angesehen. Zusammen mit dem Legitimationsverlust dieser herkömmlichen Ordnung lösen auch seine Attraktivität und Verbindlichkeit sich auf.

Diese Verrechnung des christlichen Glaubens unter dem Titel entbehrlicher Traditionsgüter ist vor allem deshalb schmerzlich, weil sie ein gründliches Mißverständnis enthält: Die Botschaft des Evangeliums zielt ja darauf ab, den ganzen Menschen und die ganze Welt umzuwandeln und zu erneuern. Sie ist nicht ein Licht zur Beleuchtung privater Kapellen, sondern ein Feuer, das auf dem Berg entflammt wird und das zum Flächenbrand werden soll. Der christliche Glaube steht deshalb seinem Ursprung nach zu allen menschlichen Traditionen nicht grundsätzlich in einem affirmativen, sondern eher in einem kritischen Verhältnis. Er stellt den Menschen auf radikale Weise in Frage, indem er ihn mit der Herankunft des Reiches Gottes konfrontiert. Zugleich zeigt er ihm die ganze Fülle seiner Würde, die ihm als erlöstes Geschöpf Gottes zuwächst und die es deshalb gegen alle inhumanen Kräfte zu verteidigen gilt. (Es ist ein erstaunliches und irritierendes Phänomen, daß dieser revolutionäre Grundzug des christlichen Glaubens heute mit Vorliebe von solchen Personen oder Gruppen proklamiert wird, die damit ein bestimmtes kirchenkritisches oder allgemeinpolitisches Ziel verfolgen. Die fundamentalistische Interpretation der Heiligen Schrift oder die Aneignung eines prophetischen Gestus führen jedoch leicht in die Irre, weil sie auf ihre Weise zu doktrinärer Verhärtung neigen.)

Sich der befreienden Kraft dieser Glaubensgewissheit neu bewußt zu werden, zugleich aber auch bereit zu sein, dem Anruf Gottes zu folgen, allen vertraut und teuer gewordenen Besitz um seinetwillen hinter sich zu lassen, ist eine Aufgabe, auf die sich die Christen und die Kirche heute wieder neu besinnen müssen. Dabei ist, wie mir scheint, unter den veränderten Bedingungen unserer Zeit die Distanz des

Glaubens zur Welt und die abweisende Haltung der emanzipierten Moderne gegenüber der Religion die eigentliche Gefahr. Die Überwindung der hier bestehenden Kluft gelingt nicht durch einen Rückzug des Glaubens bzw. der Christen auf sich selbst. Eine bloße Wiederbelebung traditioneller Glaubensformen und selbst die so dringend nötige Stärkung des Glaubenswissens reichen nicht aus, wenn nicht zugleich der vom Zweiten Vatikanischen Konzil so eindringlich empfohlene Weg in eine lebendige Auseinandersetzung mit den pluralistischen Kräften der modernen Welt entschieden beschritten wird. Die „Inkulturation“, das heißt der Versuch, den Glauben mit den vielfältigen Ausprägungen der heutigen Kultur in lebendige Beziehung zu setzen, gilt auch für die säkular und pluralistisch gewordene europäische Situation. Daß dies eine langfristige und schwierige Aufgabe ist, die manche Enttäuschungen und manches Scheitern mit sich bringt, darf uns nicht entmutigen.

Hat Tradition Zukunft?

Wollte man versuchen, eine Art Resümee zu ziehen, so ist die erste Feststellung die, daß sich unser heutiger Zustand nicht auf eine Formel bringen läßt. Das zu allen Zeiten vielgestaltige Wirken von Traditionszusammenhängen hat unter den Bedingungen des alles dominierenden Pluralismus völlig an innerem Zusammenhang verloren. Das in diesen Jahren (als Signum der sogenannten „Postmoderne“) gern zitierte Motto „Alles ist möglich“ gilt auch für die Überlieferungsprozesse in unserer Gesellschaft. Zwischen traditionalistischen Tendenzen unterschiedlicher geistiger Herkunft einerseits und einem forschen „Il faut tout recommencer à zéro“ öffnet sich ein breites Spektrum heterogener Möglichkeiten.

In diesem Raum fließt auch heute ein breiter Strom selbstverständlicher Weitergabe von lebenswichtigen Gütern, Kenntnissen und Fähigkeiten. Diese Kontinuität steht nicht im Widerspruch zu der modernen technisch-wissenschaftlichen Zivilisation, sondern ist eine notwendige Voraussetzung für deren Fortentwicklung. Dabei ist diese Tradition freilich in sich selbst so multidimensional und kompliziert wie die sie umgebende soziokulturelle Realität. In der hochdifferenzierten modernen Gesellschaft ist eine einheitliche Kultur, die als solche von Generation zu Generation übertragen wird, nicht mehr möglich.

Die Orientierungen, die heute durch Tradition vermittelt werden, sind größtenteils selbst demselben schnellen Wandel unterworfen, der die meisten Lebensvollzüge erfaßt hat. Wir haben das dynamische Prinzip des technischen und wirtschaftlichen Fortschritts, nämlich alle Errungenschaften in einer permanenten Revolution durch immer neue Ergebnisse zu ersetzen, auch auf den Bereich der kulturellen Tradition und der ethischen Grundsätze ausgedehnt. Dies und die zunehmende Bereitschaft, ständig Neues auszuprobieren, führt dazu, den Bestand

gemeinsamer Überzeugungen in einem permanenten Fluß zu halten. Dadurch wird die Bandbreite des moralisch Zulässigen, die Zahl der Alternativen, aus denen der einzelne seine Wahl treffen kann, immer größer. Daß zugleich die Verhaltensunsicherheit und der Mangel an Orientierung wachsen, ist die Kehrseite dieser Entwicklung.

Angeichts dieses Befunds „Um so besser!“ zu rufen, wäre – wie Hermann Lübbe kürzlich formuliert hat – nichts anderes als ein „veralteter Avantgardismus“. Aber auch die entgegengesetzte Haltung der Zeitklage und der romantischen Verklärung früherer Verhältnisse würde dem Ernst und der Komplexität der vor uns liegenden Zukunftsaufgaben nicht gerecht. Um diese bewältigen zu können, ist eine Wiedergewinnung gemeinsamer verbindlicher Grundorientierungen für das private und öffentliche Leben notwendig. Die Rückbesinnung auf allzu leicht zur Disposition gestellte Werte der europäischen und westlichen Kulturtradition ist dringend erforderlich. Wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß die Prinzipien und Leitvorstellungen, die unsere Entwicklung bis in die Gegenwart hinein bestimmt haben – also die großen personalen und sozialen Ideen (Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Friede etc.) und nicht zuletzt der christliche Glaube, ohne den sie ihre letzte Begründung verlieren – die Kraft eingebüßt hätten, um nicht auch im dritten Jahrtausend als Gestaltungskräfte wirksam sein zu können. Ihre Wiederentdeckung und Stärkung im allgemeinen Bewußtsein kann freilich weder durch politischen Mehrheitsbeschluß noch durch Maßnahmen eines „social engineering“ erreicht werden. Die Herausbildung von Tradition und die Weitergabe von Werten und Überzeugungen sind ein personales Geschehen. Sie haben mit dem Grundvertrauen zwischen einzelnen Menschen und zwischen den Generationen zu tun. Wir sollten uns um eine solche Vertrauensbildung neu bemühen.